

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 4 (1948)

Artikel: Judenchristliches Dilemma
Autor: Brunner, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-961158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

(1860—1927) bis hin zu Hesses „Narziß und Goldmund“ 1932 (S. 228, 330) ist ganz deutlich. Eine parallele Linie, die ebenfalls von Boehme ausgeht, verläuft über die Vertreter der Boehme-Renaissance in der Romantik wie Franz von Baader, Hamberger, Ennemoser, E. A. Schaden, Culmann, bis hin zu den russischen „Sophiologen“ Solowjew, Bulgakow, Chomjakow, Florenskiy, Berdajew (vgl. Fritz Lieb, Ev. Theologie, 1948, S. 113 und Friedrich Heiler, Urkirche und Ostkirche, 1937, S. 208 f.) und Gregor Robakidse („Die gemordete Seele“, Jena 1933, S. 113). Ernst Ludwig Dietrich ist, von Ernst Benz angeregt, den religionsgeschichtlichen Wurzeln dieses Mythus vom androgynen Urmenschen nachgegangen (ZKG, 1939, S. 297—345) und zu ziemlich denselben Ergebnissen gekommen, wie ich selber in meiner gleichzeitig und unabhängig davon verfaßten Heidelberger Dissertation: „Das androgynie Ideal und der christliche Glaube“, Lahr-Dillingen 1940. Danach sammeln sich alle östlichen gnostischen und rabbinischen Mythen vom Androgynen in der „jüdischen Gnosis“, der Kabbala: „die K. zeigt uns bezüglich des Urandrogyn die gnostische Spekulation gewissermaßen in vollendet Durchführung. Das androgynie Motiv ist zur Form des Denkens selbst geworden“ (Dietrich a. a. O. S. 325) und „für die kabbalistische Systematik ist der Androgyn geradezu das Ordnungsprinzip, durch das ihre spekulativen Ideen Symmetrie erhalten (a. a. O. S. 318).“

Judenchristliches Dilemma

von Lic. ROBERT BRUNNER, Basel

Schon beim Namen „Judenchrist“ fängt das Dilemma an, von dem im folgenden die Rede sein soll.

Darf denn ein Jude, der Christ geworden ist, auf Grund einer inneren Wandlung, oder weil seine Eltern schon Christen waren, es sich gefallen lassen, daß er durch die Bezeichnung „Judenchrist“ von den andern Christen unterschieden wird? Ist es nicht seine

Pflicht, dagegen zu protestieren, daß man ihn auf diese Weise immer noch mit dem Judentum, von dem er sich doch abgewandt hat, in Zusammenhang bringt; grad als wäre er eben trotz allem kein ganzer Christ geworden, sondern in gewissen Dingen weiterhin ein Jude geblieben?

Oder umgekehrt: soll ein Christ, der aus dem jüdischen Volke stammt, vielleicht gar selber allerhöchsten Wert und Gewicht darauf legen, daß er als Jude zu Christus hinfinden durfte? Versteht er sich etwa in seiner neuen, geistigen Existenz nur dann recht, wenn er dabei bleibt, daß er dank seiner jüdischen Herkunft auch als Christ unter Christen etwas Besonderes ist und bleibt, eben ein Judenchrist?

Die Frage, um die es hier geht, ist alt, sehr alt sogar. Sie ist aber heute wieder von besonderer Aktualität. Es gibt Menschen, die bitter darunter leiden, daß diese Frage nicht gelöst ist durch eine klare Antwort. Und es gibt heute wieder ganze Kirchen, die gerade mit dieser Frage nicht fertig zu werden scheinen. Das ist der Grund, warum wir sie hier aufgreifen und einen Beitrag zu ihrer Lösung versuchen wollen.

Wie steht es also um den Begriff „Judenchrist“? Ist er im Raum der Kirche sinnvoll und legitim, oder hat er da kein Daseinsrecht? Ist es richtig, daß er verpönt und geächtet wird? Ist es richtig, daß man ihn pflegt und mit besonderem Akzent versieht? Sicher ist auch nach dem zweiten Weltkrieg wieder beides da: der Wille, ihn auszulöschen und zu verbannen und die Tendenz, ihn programmatisch zu erheben. Und für das eine wie für das andere wird die Bibel angerufen.

Freilich ist der Begriff „Judenchrist“ in der Schrift nicht zu finden, so wenig wie dessen Pendant und Gegenüber, der Begriff „Heidenchrist“. Beide Begriffe sind als solche nicht schriftgemäß. Aber die Unterscheidung ist faktisch da, auf die beide Begriffe hinweisen, und die Umschreibungen sind vorhanden, die dasselbe meinen wie sie. Und vor allem ist auch das Dilemma der Christen jüdischer Herkunft in der Schrift bezeugt, dem wir hier uns zu-

wenden. Dieses ist genau so alt wie die Heidenmission und geht im Grunde zurück auf die Tätigkeit des großen Völkerapostels Paulus. Er hat durch sein Wirken als Apostel die judenchristliche Problematik aber nicht nur geschaffen, sondern er hat sich auch für seine eigene Person derselben nie entziehen können.

Wer heute in diesen Fragen verantwortlich mitreden oder für sich selbst dieselben auf Grund der Schrift klären will, der wird viel gewinnen, wenn er sich zuerst ein Bild zu schaffen sucht über die Problematik der judenchristlichen Existenz im Zeitalter der Apostel. Mit einzelnen Worten aus dem Zusammenhang einzelner Apostelbriefe herausgerissen ist da schlechterdings nicht auszukommen, weil diese Worte in eine ganz besondere geschichtliche Lage hinein gesprochen oder geschrieben wurden und erst von dieser aus ganz verständlich werden. Es empfiehlt sich zu diesem Zwecke, von jenem Kapitel der Apostelgeschichte auszugehen, das Bericht gibt über das erste sog. Apostelkonzil, auf welchem nach gewissen Konflikten das gegenseitige Verhältnis von Christen jüdischer und heidnischer Herkunft zur Sprache kam und eine grundsätzliche Regelung erfuhr (Acta 15). Der Wert und die Bedeutung der Apostelgeschichte als Geschichtsquelle wird zwar im einzelnen verschieden beurteilt. Doch glauben wir, daß es dennoch fruchtbar ist, sich mit ihren Berichten über das ursprüngliche Verhältnis der Christen jüdischer und nicht-jüdischer Herkunft vertraut zu machen.

Nach Acta 15, 1 waren es Christen aus Judäa, die durch den sieghaften Lauf des Evangeliums in die Welt der Völker hinaus bei ihrer herkömmlichen Verwurzelung in den Elementen des jüdischen Lebens in innere Schwierigkeiten gerieten. Es scheint, daß sie zur Partei der Pharisäer gehörten und in dem Sinne Christen geworden waren, daß sie Jesus von Nazareth als den verheißenen Messias ihres Volkes anerkannten (Acta 15, 5). Aber eigentlich spielt es ja gar keine Rolle, wer sie waren und woher sie kamen. Die Not, die sie bedrängte und die sie auch trieb zu handeln, konnte und mußte durch die erfolgreiche missionarische Tätigkeit eines Paulus und Barnabas überall aufbrechen im palästinensischen Teil der urchristlichen Kirche. Es ist kein Wunder, daß diese Not

für die junge Christenheit alsbald zu einer sehr ernsten Gefahr geworden ist. Die Tatsache, daß durch die Verkündigung der frohen Botschaft heidnische Menschen so unverkennbar gesegnet wurden, daß der heilige Gottesgeist sie ergriff und ihr Leben erneuerte, ließ den Gegensatz des christlichen Heilsweges zum jüdischen erstmals so recht ans Licht treten für jedermann. Dieser Gegensatz, der theoretisch schon vorher da war, wurde nun gleichsam Fleisch und Blut und war nun sozusagen mit Händen zu greifen. Es zeigte sich, daß es sich beim christlichen Glauben für jeden Juden nicht nur um etwas handeln konnte, das als Zusatz zu seinem jüdischen Glauben hinzutrat, sondern um etwas, das das ganze jüdische Leben und auch das Gesetz als das Mark des selben radikal in Frage stellte. Und damit war das für diese Zeit so charakteristische judenchristliche Dilemma geschaffen. Die Sache liegt ja ganz einfach: wenn Gott die gesetzlos lebenden Heiden (damals genannt „Griechen“) also segnete durch die Predigt von der Vergebung der Sünde, daß sich ihr Leben grundlegend erneuerte, was sollte dann da noch das Gesetz, was hatte es für Sinn, sich um die Erfüllung der Gebote und Gebötlein zu mühen, die das jüdische Leben beherrschte? Daß dies alles in einer Zeit geschah, wo das Judentum mit dem Hellenismus kulturell in einem Kampf auf Leben und Tod verwickelt war und seinen Halt fast allein noch im überkommenen Gesetz zu finden vermochte, machte die Sache nicht leichter. Es ist begreiflich genug, daß viele nicht so bald aus diesem Dilemma hinauszufinden vermochten. Nicht allen ist eben Gott mit einer klärenden Vision zu Hilfe geeilt, wie das von Apostel Petrus erzählt wird (Acta 11, 1ff.). Nicht alle erkannten mit der Klarheit eines Apostels Paulus die Gabe, die Gott in Jesus Christus den Juden und Griechen gegeben hat.

Die bereits erwähnten Christen aus Judäa sahen jedenfalls keine andere Lösung für ihr Problem als die: sie stellten die Forderung, daß die Christen aus den Völkern (Heidenchristen) die jüdische Lebensweise annehmen müßten. Und diese Forderung vertraten sie in der denkbar schroffsten Form. Sie erklärten, wer nicht die Beschneidung nach der Sitte Moses annehme, der könne nicht errettet werden (Acta 15, 1). Man kann dies nach allem, was die

Apostelgeschichte zu diesem Thema außerdem zu erzählen weiß, nur so verstehen, daß mit der Beschneidung auch die Beobachtung des ganzen Gesetzes, das den Juden damals nach pharisäischer Auffassung auferlegt war, gefordert wurde. Und eine solche Forderung war vom Standpunkt der christlichen Erkenntnis aus schon unter historischem Gesichtspunkt kaum vertretbar. Man denke — um nur ein Beispiel zu nennen — an die Auseinandersetzungen Jesu mit den Schriftgelehrten über Gesetz und Gebot, wie diese in Matth. 15 überliefert sind. Man denke an Jesu immer wiederkehrende Kämpfe um die Sabbathsgesetze. Erst recht aber ließ sich die gestellte Forderung im Gedanken an die Bedeutung und den Sinn des Opfertodes Jesu nicht rechtfertigen. Es kann daher nicht überraschen, daß die Apostelgeschichte berichtet, die Christen aus Judäa hätten nicht geringen Streit mit Paulus und Barnabas in Antiochia bekommen (Acta 15, 2). Der Heilsstand, der gesetzlos, d. h. nicht im jüdischen Ritual lebenden Christen heidnischer Provenienz, war durch die Leute aus Judäa trotz der Wunder des Geistes, die an ihnen offenbar wurden, bestritten. Damit war gleichzeitig ausgesprochen, daß im Grunde genommen nur das Gesetz oder genauer: das Leben im Gesetz zu retten und in den Stand des Heils zu setzen vermag. Jesus Christus mochte dabei als ein Lehrer aufgefaßt sein, der im Auftrag Gottes den Völkern das Gesetz zu bringen hatte, wie dies Mose für das Volk der Juden einst hatte tun müssen, eine Auffassung, die heute nicht von judenthriftlicher, sondern von jüdischer Seite häufig vertreten wird, mit dem Unterschied freilich, daß dabei nicht an die jüdischen Ritualgesetze, sondern nur an die sog. noachidischen Gebote gedacht wird. Daß diese Konzeption zu einer Spaltung der jungen christlichen Kirche in einen judenthriftlichen und einen heidenthriftlichen Teil, oder zum völligen Absterben des letzteren hätte führen müssen, bedarf keiner Worte. Mit Recht ist bemerkt worden, daß mit all dem eine der wichtigsten Fragen der Kirche aufgeworfen war (A. Schlatter, Erläuterungen 15, 6).

Die Apostelgeschichte verschweigt, was Paulus und Barnabas den Brüdern aus Judäa in der Gemeinde zu Antiochia geantwortet hat. Aber es steht wohl außer Frage, daß die Ausführungen des Paulus

im Galaterbrief (Gal. 2 ff.) über die Bedeutung und den göttlichen Sinn des Gesetzes uns eine ziemlich gute Vorstellung darüber zu geben vermögen. Darum ging es ja damals in Antiochia, und darum ging es eigentlich immer, wo vom Standpunkt des christlichen Glaubens aus das Gesetz in Frage gestellt wurde. Nie war dabei der Inhalt des in Frage gestellten Gesetzes wesentlich. Jedesmal ging es um dessen Heilsbedeutung. Und was anderes mochte Paulus den Judenchristen aus Judäa, die das Gesetz so radikal in die Mitte ihres Glaubenslebens zu stellen schienen, antworten als das, was er einst den Galatern schrieb: „Weil wir wissen, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Christum Jesum, so glauben wir auch an Christum Jesum, auf daß wir gerecht werden durch den Glauben an Christum und nicht durch des Gesetzes Werke; denn durch des Gesetzes Werke wird kein Fleisch gerecht“ (Gal. 2, 16).

Ob den Christen aus Judäa das Gesetz wirklich so hoch stand, — wer kann das sagen? Es besteht kein Grund, daran zu zweifeln. Sicher ist jedoch, daß ihr Verhältnis zu den Juden sehr empfindlich berührt wurde durch die Tatsache, daß das Evangelium von Jesus Christus die Heiden das Gesetz nicht halten lehrte, und daß judenstämmige Christen mit den Gesetzlosen in der Gemeinde Jesu Gemeinschaft hatten. Das brachte sie in eine auf die Dauer untragbare Situation gegenüber ihrem Volk, und man versteht, daß sie auch darum ihre Forderung sehr energisch vertraten.

Die Gemeinde zu Antiochia wollte den Entscheid in dieser Frage nicht selber treffen. Man beschloß, daß Paulus und Barnabas nach Jerusalem hinaufgehen und dort mit den Aposteln Petrus und Jakobus beraten und beschließen sollten. Das war ohne Zweifel ein sehr kluges Vorgehen. Es brachte die beidseitigen Exponenten und Autoritäten miteinander ins Gespräch über die strittige Frage. Es war auch geeignet, alle Gedanken an Trennung und Spaltung der urchristlichen Gemeinde im Keime zu ersticken.

Auf dem Wege nach Jerusalem besuchten Paulus und Barnabas die Gemeinden, erzählten von der Bekehrung der Heiden und erweckten eitel Freude damit, weil man das, was an den Heiden

geschah, als ein Werk des Herrn betrachtete und anerkannte. Auch in Jerusalem scheinen nur „einige“ die bekannte Forderung gestellt zu haben, daß die Gläubigen aus den Heiden beschnitten und auf das Gesetz verpflichtet werden müssten (Acta 15, 5). In der anschließenden Versammlung der Ältesten, in der diese Frage beraten wurde, wies Petrus darauf hin, daß von Anfang an sich das Evangelium auch an den Heiden als kräftig erwiesen habe (Acta 15, 7—9), und stellte schließlich das eine als die Hauptsache heraus, daß auch die Christen jüdischer Herkunft glauben, durch die Gnade des Herrn Jesus errettet zu werden, wie das auch die Christen heidnischer Herkunft tun. Vom Gesetz aber sagte Petrus im selben Atemzug, daß es ein Joch sei, das „weder unsere Väter noch wir zu tragen die Kraft hatten“ (Acta 15, 10—11).

Weniger durchsichtig, aber dennoch eindeutig genug waren die Äußerungen des Jakobus in dieser Versammlung der Ältesten und Apostel. Auch er betrachtete es nicht als die Aufgabe der Christengemeinde, Moses zu predigen. Er sagte, das geschehe ja schon in den Versammlungen der Juden am Sabbath, wo Mose Gesetz regelmäßig zur Verlesung komme (Acta 15, 21). Die christliche Gemeinde habe eine andere Aufgabe. Ihr liege es ob, Christus zu verkündigen. Das ist wohl der Sinn dieser Worte. Und diese Argumentation aus dem Munde eines urchristlichen Apostels ist heute zweifellos wieder von besonderem Interesse. Scheint doch aus ihr hervorzugehen, daß Jakobus auch in der Fortexistenz eines jüdischen, Jesus nicht als Messias und Heiland anerkennenden, dem Gesetz sich hingebenden Volkes einen göttlichen Sinn zu finden vermag. Er hält es offenbar nicht für wertlos, im Blick auf das kommende Gottesreich, daß das Gesetz Moses' in den Sabbathsversammlungen weiterhin verkündet wird. Es wird hier eine Klammer sichtbar, die Judentum und Christentum umschließt, von der man heutzutage in den christlichen Gemeinden leider nicht mehr viel weiß. Dieses Wissen um die geheime Verbundenheit zwischen altem und neuem Glauben ist wohl auch die tiefere Ursache der Forderungen, die Jakobus an die Christen heidnischer Herkunft stellt (Acta 15, 19—20). Hinter der Vorschrift, die Heidenchristen sollten sich des den Götzen geweihten Opferfleisches, der Dirne,

des Erstickten und des Blutgenusses enthalten, steckt wohl mehr als nur eine Anweisung zu taktvollem Verhalten unter Brüdern.

Einigermaßen schwierig zu durchschauen ist die Heranziehung des Wortes aus Amos (9, 11. 12) durch Jakobus: „darnach will ich wiederkommen und will wieder bauen die Hütte Davids, die zerfallen ist, und ihre Lücken will ich wieder bauen und will sie aufrichten, auf daß, was übrig ist von Menschen nach dem Herrn frage, dazu alle Heiden, über welche mein Name genannt ist, spricht der Herr, der alles tut“ (Acta 15, 16. 17).

Als feststehend darf angenommen werden, daß es Jakobus zunächst einmal darauf ankam, zu zeigen, daß das durch Paulus und Petrus bezeugte Geschehen in der Heidenwelt draußen sich in Übereinstimmung befindet mit dem Schriftwort. Aber wie versteht er selber dieses Wort? Will er sagen, daß das Judentum nun gleichsam ins Hintertreffen gerate nach dem Heilsplan Gottes, und daß demzufolge auch das Judenchristentum die von gewissen jüdisch-christlichen Eiferern beanspruchte Führung der werdenden Kirche nicht beanspruchen dürfe. Hat Jakobus hier die tatsächliche Entwicklung wirklich vorausgesehen und zu seiner Zeit bereits erkannt, daß Gott die zerfallene Hütte Davids erst in einem kommenden Aeon wieder aufbauen möchte, daß das Judenchristentum vorläufig eine sehr unscheinbare Rolle zu spielen habe bis in jene Zeit hinein, wo der Herr durch die verheiße Bekehrung der Juden zu ihrem Messias Jesus sein Werk durch sie unter den Völkern vollenden und sein Reich aufrichten werde auf Erden in Herrlichkeit und Pracht? Es ist nicht zu verkennen, daß Jakobus mit einer solchen Auffassung sehr nahe an Paulus heranrücken würde, von dem das Wort aus dem Römerbrief sehr bekannt geworden ist: „Blindheit ist Israel zum Teil widerfahren, so lange, bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganze Israel selig werde, wie geschrieben steht: es wird kommen aus Zion der da erlöse und abwende das gottlose Wesen von Jakob“ (Röm. 11, 25—26).

Allein, wenn auch festzustellen ist, daß Jakobus und Paulus darin weitgehend übereingestimmt haben mögen, daß die Umkehr der Juden als ganzes Volk erst für die Endzeit, die Zeit der Wieder-

kunft Jesu erwartet werden darf, so besteht noch keine Gewißheit darüber, ob sie nicht ganz verschieden gedacht haben bezüglich der Art und Weise, wie dannzumal die Rollen verteilt sein werden, wenn es zur endgültigen, manifesten Aufrichtung der Herrschaft Christi kommt auf Erden. Liest man Paulus, so steht man unter dem Eindruck, der Ansporn zur Bekehrung des jüdischen Volkes als ganzes werde von der Fülle der Völker ausgehen, die Christus angenommen haben. Liest man Jakobus, so steht man umgekehrt unter dem Eindruck, das dannzumal bekehrte Israel werde die Völker zur Vollendung führen. Mit anderen Worten: wir stehen hier vor der Frage, die gegenwärtig wieder sehr viele Judenchristen bewegt, ob die Aufrichtung einer eigenen judenchristlichen Kirche für die Endzeit zu erwarten und ob es für die Christen aus Israel von Gottes Plan aus gesehen dereinst sinnvoll werden könnte, sich aus den Kirchen der Völker zu sammeln, um eine bessere, vollkommenere Kirche zu schaffen, in welcher die Verheißung von der wieder aufgerichteten Hütte Davids sich erfüllt, und durch die die Völker dann zur Vollendung kommen im Reiche Gottes.

Wie immer es damit sich verhalten mag, sicher ist: die Apostel waren darin einig, daß in der Zeit zwischen Himmelfahrt und Wiederkunft die Kirche eine Kirche „aus Juden und Griechen“ sein soll. Der Gedanke an eine separate judenchristliche Kirche wurde für diese Zeit überhaupt nicht in Erwägung gezogen. Auch die fanatischsten Gegner des Heidentums dachten mit keinem Gedanken an so etwas. Und eben darum wurde die verschiedene Herkunft der Gläubigen (aus Juden und nicht-jüdischen Völkern) für die Gläubigen zum Problem. Man fand die Lösung, die Jakobus vorschlug, und erhob sie auf diesem Konzil zum Beschuß. Darnach sollten, wie gesagt, die Christen heidnischer Herkunft sich des Götzenopferfleisches, der Dirne, des Genusses von Ersticktem (ungeschächtetem Fleisch) und von Blut enthalten. Der Unterschied zwischen Christen aus den Völkern und aus den Juden wurde also auch nicht verwedelt oder ausgemerzt. Man hat ihn ernst genommen und hoffte, eine Grundlage für das Zusammenleben von Christen jüdischer und nicht-jüdischer Herkunft gefunden zu

haben. Eigens zu diesem Zwecke gewählte Boten, Judas mit dem Namen Barsabbas und Silas, wurden mit Paulus und Barnabas nach Antiochia geschickt, damit sie dort den Beschuß der Apostelversammlung persönlich mitteilen sollten. Die Männer, welche an die Heidenchristen die bekannte radikale Forderung stellten, wurden in einem Begleitbrief deutlich desavouiert durch die Säulenapostel zu Jerusalem: „wir haben ihnen keinen Auftrag gegeben“, heißt es da. Das war deutlich.

Mit den Beschlüssen des Apostelkonventes war die Kirche „aus Juden und Griechen“ grundsätzlich anerkannt, und es war auch der Boden gelegt für eine Regelung des Zusammenlebens von Beschnittenen und Unbeschnittenen innerhalb derselben Gemeinde. Die Autorität der Apostelversammlung, die damit eine Kirche „aus Juden und Griechen“ proklamierte, war freilich nicht groß genug, daß um die Anerkennung und Durchführung ihrer Beschlüsse nachträglich nicht gekämpft werden müssen. Die Briefliteratur des NT legt davon ja ein beredtes Zeugnis ab.

In eine neue, aber nicht sehr viel anders gelagerte Schicht des judenchristlichen Dilemmas führen die Ereignisse, von denen in Acta 21 ff. berichtet wird. Wir werden da eingeführt in einen gleichsam intern-judenchristlichen Streit. Nicht alle aus der Beschnidung haben von der durch das Apostelkonzil neu proklamierten evangelischen Freiheit, d. h. von der Freiheit vom Gesetz, in gleicher Weise Gebrauch gemacht. Man weiß vom Apostel Paulus, daß er den Griechen ein Grieche werden, will sagen die jüdisch-gesetzliche Lebensweise ganz ablegen konnte. Und vor allem die Judenchristen der Diaspora, die fern von Palästina lebten, scheinen ihm dabei begeistert gefolgt zu sein. Sie assimilierten sich und gingen endgültig zu einer unjüdischen Lebensweise über, nachdem sie einmal das Evangelium von Jesus Christus angenommen hatten. Nicht so die palästinensischen Judenchristen. Sie sahen sich stärker an die Tradition gebunden und in die nationale Solidarität mit den Juden hineingestellt und verstanden sich als Christen nicht selten als eine Art von Edeljüden, in denen das wahre und eigentliche Judentum nun erst seinen wahren Ausdruck fand. Auf jeden Fall assimilierten sie sich nicht der griechischen

Lebensweise, sie kämpften vielmehr den Abwehrkampf ihres Volkes gegen die fortschreitende Hellenisierung mit.

So führte denn auch unter den Judenchristen das Gesetz zu einem unseligen Streit, der die Gemüter vor allem auf der Seite der traditionsgebundenen nicht wenig erhitzte. Jedenfalls sahen sich die Ältesten der Gemeinde zu Jerusalem veranlaßt, dem Apostel Paulus Vorsicht zu empfehlen, als er sich wiederum zeigte in der heiligen Stadt. Es gebe da viele Tausende unter den Juden, die, auch nachdem sie gläubig geworden seien, alle Eiferer für das Gesetz geblieben wären. Diese würden Paulus verantwortlich machen für den Abfall vieler getaufter Juden von Tradition und Gesetz. Ihrer Auffassung nach habe ein Jude auch als Getaufter streng in den jüdischen Formen zu leben und sein Judentum nicht zu verleugnen.

Was immer im einzelnen die Beweggründe sein mochten zu einem dermaßen verschiedenen Verhalten unter Judenchristen gegenüber der gesetzlichen Lebensweise, das dazu führte, einander wie Feinde zu hassen, praktisch lief die Sache einfach darauf hinaus, daß die einen auch als Christen ihrem Volke in seinem politisch-kulturellen Existenzkampf unter den Völkern die Treue halten wollten, während die anderen sich bereit zeigten, ihre Zugehörigkeit zur jüdischen Nation mit der Annahme der Taufe aufzugeben. Modern ausgedrückt: es standen auch auf christlichem Boden Zionisten gegen Assimilanten.

Es ist nun freilich zu sagen, daß die Worte von Acta 21, 17 ff. durch die kritische Forschung verschieden beurteilt und interpretiert werden¹. Daß jedoch in der apostolischen Zeit unter den Christen jüdischer Herkunft eine Spannung im erwähnten Sinne bestand, ist auch aus der Briefliteratur sehr leicht zu belegen. Es

¹ Strittig sind vor allem die Worte: „wieviele Tausende unter den Juden gläubig geworden sind“ in V. 21, 20. Die Überlieferung derselben ist nicht einwandfrei, und die hohe Zahl von gläubigen Juden, die hier genannt sind, erweckt Bedenken. Rudolf Liechtenhan möchte den Text so ändern, daß nicht von Judenchristen, sondern von Juden die Rede ist, was durch die Streichung der Worte „gläubig geworden“ geschehen kann. (Rudolf Liechtenhan: Paulus, Reinhardt-Verlag, Basel, S. 205.)

sei hier vor allem auf 1. Kor. 7, 17ff. verwiesen: „Ist jemand beschnittenen berufen, der halte an der Beschneidung. Ist jemand unbeschnittenen berufen, der lasse sich nicht beschneiden. Beschnittensein ist nichts, und Unbeschnittensein ist nichts, sondern Gottes Gebote Halten. Ein jeglicher bleibe in dem Beruf, darin er berufen ist“.

Es wurde schon gesagt, daß Paulus um seines missionarischen Auftrages willen sich selber oft nicht an diese Regel hielt. Er konnte den Griechen ein Grieche werden. Aber er konnte auch ohne Widerrede den Rat der Ältesten zu Jerusalem annehmen und sich mit den Männern reinigen, die ein Gelübde getan hatten (Acta 21, 26). War er doch auch imstande gewesen, aus eigenem Antrieb nach jüdischer Sitte sein Haupt zu scheren, nachdem er ein Gelübde getan hatte (Acta 18, 18). Ja, er konnte auf diesem Wege sogar so weit gehen, daß er den Halbjuden Timotheus, seinen Glaubensbruder und Gefährten, beschnitt (Acta 16, 1—3). Das Leben in den Traditionen seines Volkes lag also dem Paulus viel näher, als es heute allgemein bekannt ist und als es seine Zeitgenossen anzuerkennen vermochten. Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß der Apostel Paulus dem Gesetzesfanatismus seiner judenchristlichen Brüder zum Opfer fiel. Sie haben ja schließlich den Tumult entfacht, der zu des Apostels Verhaftung und Gefangenschaft beitrug, aus der er wahrscheinlich nie mehr entkommen konnte.

Die Briefe, die der Apostel uns hinterlassen hat, sind zusammen gesehen ein außerordentlich eindrückliches Zeugnis dafür, daß Paulus auch diesen judenchristlichen Hausstreit nicht anders aus der Welt zu schaffen versuchte, als durch die Besinnung auf die Bedeutung des Kreuzes und des dort geflossenen Blutes. In immer neuen Wendungen bezeugt er seinen christlichen Brüdern, daß das Gesetz abgetan ist und daß unsere Erfüllung irgendeines für heilig gehaltenen Gebotes vor Gott nicht mehr in Betracht fällt, weil da allein noch der Glaube an das in Jesus Christus erfüllte Gesetz etwas gilt. In diesem Glauben findet Paulus freilich auch die Freiheit zum Gesetz, die Freiheit heißt das, auf seine christlichen Brüder aus Israel Rücksicht zu nehmen und ihre Treue gegenüber

Sitten und Bräuchen ihres Volkes nicht gering zu achten. Er kann den Juden auch ein Jude werden, genau so wie er den Heiden ein Heide geworden ist.

So ist denn im Glauben an die rechtfertigende Gnade in Jesus Christus beides enthalten: die Freiheit vom Gesetz und die Freiheit zum Gesetz. Während die Auseinandersetzung zwischen Judenchristen und Heidenchristen die erstere zur Darstellung bringen, so bezeugt der intern judenchristliche Konflikt die letztere. Diese beiden Freiheiten sind nicht irgendwie zeitgeschichtlich bedingt, sondern liegen verankert im Zentrum des christlichen Glaubens. Sie sind uns darum ohne Zweifel auch heute gegeben.

Übergehend zur Situation von heute setzen wir noch einmal ein bei dem Begriff: Judenchrist, und wir werden uns darüber Rechenschaft geben, daß in unserer Gegenwart — wenn man diesen Begriff schon gebraucht — darunter nicht mehr unbedingt dasselbe verstanden wird wie in der urchristlichen Zeit. Damals war ein Judenchrist immer ein Christ aus den Juden, d. h. ein Mensch, der den Weg seines Volkes ging, ein Mensch, der vielleicht wie Paulus zuerst auch Nein gesagt hat zur Gnade Gottes, weil er auf dem Weg der eigenen Leistung zum Heil kommen wollte durch die Erfüllung des Gesetzes und der Gesetzeswerke. Ein Mensch, zu dem Gott mit seinem Erbarmen trotz allem Ja gesagt hat, indem er ihn zum Glauben berief. Judenchristen waren immer Gläubige aus der Beschneidung.

Heute gibt es mindestens zwei Arten von Judenchristen zu dieser einen hinzu, die beide nicht aus der Beschneidung kommen und denen das Judentum ebenso fremd ist als irgend einem Goi. Die einen sind durch die Willkür staatlicher Gesetze auf Grund ihrer Herkunft nach Fleisch und Blut zu Juden gestempelt worden, obwohl sie Christen waren von Kindsbeinen an und christliche Eltern, ja Großeltern hatten. Andere haben sich aus Eigenem auf ihre jüdische Herkunft besonnen, ohne daß ein Zwang dazu vorgelegen hätte. Sie wollten sich, obgleich Christen, aus irgendwelchen Gründen damit zu ihrem Volk bekennen, dem ihre Vorfahren angehört haben.

Es ist verständlich, daß eine Judenchristenheit, die so verschieden sich aufbaut, zunächst einmal keine Einheit ist und sich auch schwer nur einigen kann. Auf die also bedingten Verschiedenheiten näher einzugehen, hat in unserem Zusammenhang wenig Sinn. Es genügt, zu wissen, daß sie vorhanden sind. Im übrigen aber haben sie für die prinzipielle Erwägung der judenchristlichen Problematik nichts zu bedeuten. Das judenchristliche Dilemma hat — so scheint mir — auch heute noch dieselbe Struktur wie ehedem.

Damals wie heute ist es aufs große und ganze gesehen immer wieder die Not des Judenchristen gewesen, daß er zwischen Christentum und Judentum zu stehen kam wie ein Mann, der zwischen die Puffer zweier Eisenbahnwagen gerät. Was macht es für ihn aus, ob er dabei von hinten oder von vorne erdrückt wird? Erst war es von hinten: die Juden stießen den jüdischen Christen mit Flüchen aus. Wer ein Jude sein will, der kann kein Christ sein — so hieß es damals. Dieser Ruf ist auch heute wieder da. Er war auch niemals ganz verstummt. Der Zionismus hat ihn nur lauter werden lassen. Aber bis vor kurzem noch war dieser Ruf doch mächtig übertönt durch den anderen: Jude bleibt Jude! Wer Jude ist, der kann kein Christ werden.

So stellt sich denn das judenchristliche Schicksal tausendfach dar als Heimatlosigkeit. Das will sagen: der Christ aus Israel entrinnt dem Schicksal seines Volkes durch die Taufe gewöhnlich nicht. Es legt sich nicht selten noch viel schwerer auf ihn. Er findet durch seine Bekehrung wohl seine himmlische Heimat, aber der irdischen geht er verlustig. Wo gehöre ich hin? Das ist immer wieder seine Frage. Wo schließe ich mich an? Wo schließt man mich nicht aus? Zu welchen Menschen gehöre ich nun, nachdem ich nicht mehr zu meinem Volk gehöre? Welches Land ist jetzt mein Vaterland? Welches Volk ist mein Volk? Welche der vielen Kirchen wird meine Kirche sein? Was für eine christliche Konfession werde ich annehmen? Und welcher Gemeinde Glied werde ich sein? Hat es überhaupt einen Sinn für mich, daß ich mich in eine der historisch gewordenen Kirchen hinein begebe und mich in der einen oder anderen Weise zu Jesus Christus bekenne? Kann ich

nicht einfach Christus angehören und in allen Kirchen zu Hause sein?

Man muß es verstehen, daß bei der Zerrissenheit und Gemeinschaftslosigkeit der Kirchen nicht selten ein gewisses geistiges Vagantentum die Not und auch das Kennzeichen des Christen aus Israel ist. Er zigeunert sehr oft in der Christenheit herum, ist bald da, bald dort, und das heißt letztlich nirgends zu Hause. Er neigt ja von Haus aus dazu, er ist für diese Krankheit ganz besonders anfällig. Die Armut und Schwachheit der Kirche, ihre Gemeinschaftslosigkeit tut das Übrige. Wir dürfen uns nicht wundern, daß der Judenchrist immer wieder auf den Gedanken verfällt, eine eigene Kirche gründen zu wollen, die judenchristliche. Und wenn er erst noch von außen her zur Absonderung gedrängt wird, dann kann man sich nur wundern, daß eine judenchristliche Kirche von größerem Ausmaß noch nicht existiert.

Diese Frage nach der Berechtigung einer judenchristlichen Kirche, die in den vergangenen Jahren in Europa erst von heidenchristlicher Seite aufgeworfen wurde und nun wieder von gewissen judenchristlichen Kreisen² neu gestellt wird, läßt sich m. E. nur dahin beantworten, daß es im Lichte des apostolischen Zeugnisses eine solche Berechtigung nicht gibt. Man ließ sich in urchristlicher Zeit und vor allem auf dem maßgeblichen Apostelkonzil auf diese Frage schon gar nicht ein. Und aus diesem Grunde allein würde ich es auch heute für richtig halten und nach allen Seiten hin for-

² In Europa knüpfen sich diese Bestrebungen heute vor allem an den Namen von *Abraham Poljak*. Nach einem Vortrag, den er im Frühjahr 1948 in Basel gehalten hat, geht es ihm aber nicht darum, eine jüdische Nationalkirche zu gründen, sondern eine kirchliche Gemeinschaft, in der auch Christen nicht-jüdischer Herkunft Mitglied werden können. Mit anderen Worten: Poljak ist daran, eine neue Sekte zu schaffen, wobei er sich vorerst auf judenchristliche Elemente zu stützen sucht, die den Anschluß an die Kirche nicht wieder gefunden haben seit ihrer Diskriminierung durch die Rassengesetze. Ein beachtliches demagogisches Talent steht ihm dabei zur Verfügung. Auch Dr. A. U. Michelson, ein in Amerika wegen seines Geschäftsgebahrens schwer angefochtener, in Europa wegen seiner Pakete aber ebenso beliebter Mann, der Begründer der First Hebrew Christian Synagogue in Los Angeles, sucht seit Beendigung des zweiten Weltkrieges auf dem Kontinente Boden für seine Ideen.

dern — was immer auch zugunsten einer judenchristlichen Sonderkirche angeführt werden mag —, daß man sich auf gar keine Weise und unter gar keinen Umständen auf diese Frage einläßt. Die Kirche Christi ist in der Zeit zwischen Himmelfahrt und Wiederkunft nur so lange christliche Kirche, als sie eine Kirche aus Juden und Griechen bleibt. Eine ausschließlich heidenchristliche Kirche ist ein Torso, und eine ausschließlich judenchristliche Kirche ist es auch. Ja, beide sind durch ihre nationalistische Wesensart Zerbilder der wahren Kirche Jesu geworden.

Es wurde mir die Frage gestellt, ob wir denn wirklich dem jüdisch-nationalen Empfinden gegenüber härter sein müssten als z. B. gegenüber dem chinesischen. In der Heidenmission sei es doch ganz selbstverständlich, daß jeder Stamm nach seiner Bekehrung auch seine Kirche habe. — Ich brauche nicht zu sagen, daß diese Frage von judenchristlicher Seite kam. Was ist zu antworten? Ich würde sagen, daß es immer die Sünde Israels war, gleich sein zu wollen wie die anderen Völker. Und daß, wer eine solche Frage stellt, eben vorbeisieht an der besonderen Bestimmung und Führung, die Gott seinem ersterwählten Volke zugesetzt hat. Das jüdische Volk ist nach Gottes Vorsehung der Nachbar fast aller Völker geworden, und wo es das bis heute nicht ist oder war, da kann es das morgen werden. Ich will mich nicht darauf einlassen, zu untersuchen, warum das so geschehen ist und warum Gott Israel in dieser Weise führt. Aber die Tatsache besteht: der Chinese ist nicht der Nachbar der Deutschen oder der Engländer, aber der Jude ist es. Und wenn da der Judenchrist trotz dieser gottgewollten Nachbarschaft sich anschickt oder anschicken will, seine Sonderkirche zu haben, dann ist das immer gegen die christliche Gemeinschaft, dann kann das nur geschehen auf Grund von Gedanken und Absichten, die dem Kern der evangelischen Botschaft widersprechen. Es wird da etwas anderes wichtig und grundlegend, als die Erlösung und Rechtfertigung durch den Glauben. Oder es tritt jedenfalls etwas in unberechtigter Betonung zu diesem hinzu. D. h.: es entstehen damit Gemeinschaftsgebilde, die eine andere Grundlage haben als das Wort der Gnade, oder die doch nicht ganz und allein darauf gründen, worauf jede Kirche gründen soll.

Eine andere Frage ist die, ob und wie in unserem überwiegend aus sog. Heidenchristen sich aufbauenden Kirchen das judenchristliche Element zum Ausdruck kommen sollte und könnte. Wir stehen ja wohl alle unter dem Eindruck, daß dies nicht der Fall ist. Vieles, was unser christliches Gemeindeleben aufbaut, ist zwar jüdischer Herkunft; wir empfinden es zwar nicht mehr als solches, aber über all das hinaus läßt sich die Frage stellen, ob nicht vor allem im Bereich des persönlichen Glaubenslebens spezifisch jüdische Elemente im judenchristlichen Dasein ihren Platz haben dürften. Der Apostel Paulus hat nach Acta 16, 3 den Halbjuden Timotheus beschneiden lassen. Sogar das war möglich aus der christlichen Freiheit heraus: Beschneidung eines christlich Gläubigen, der nicht einmal Volljude war, innerhalb der christlichen Kirche. So weit ging die aus dem Glauben stammende Freiheit zum Gesetz in urchristlicher Zeit. Diese in der apostolischen Zeit bezeugte Freiheit dürfen wir heute nicht unterschlagen, nur weil sie uns fremd anmutet und wir sie nicht begreifen können. Wir dürfen das wirklich nicht tun, wenn wir nicht einem anderen Gesetz verfallen wollen, das ebenso abgetan ist im Namen des Herrn Christus wie das jüdische, dem völkischen, dem Gesetz der Nationalität.

Man hat von der Wünschbarkeit einer judenchristlichen Theologie gesprochen. Man wartet gewissenorts geradezu auf einen judenchristlichen Theologen. Abgesehen davon, daß ich nicht sehe, wie eine solche Theologie aussehen könnte, würde ich sagen: Nein, gerade das nicht! Das gab es ja auch nie, jedenfalls nie in legitimer Weise im Raum der Kirche. Gerade darum, weil die Apostel auf ihrem Konvent in Jerusalem erkannten, daß die Wahrheit nur eine ist, daß die Christen aus Juden und Heiden von dieser einen Wahrheit leben und leben müssen, gerade darum konnten sie ihren judaisierenden Brüdern nicht folgen, die die Taufe von der Beschneidung abhängig machen wollten.

Es liegt im Zuge unserer Zeit, daß man durch die Repristination gewisser jüdischer Sitten und Bräuche das judenchristliche Element in der Gemeinde zu unterstreichen versucht. Ich nenne als Beispiel die besonderen Gottesdienste beim Sabbatlicht am Freitagabend, die Versuche, den Sabbat für Judenchristen wieder ein-

zuführen, wie sie da und dort gemacht werden. Ich möchte nicht bestreiten, daß vom Evangelium her gesehen die Freiheit dazu besteht. Aber es bleiben die beiden Fragen, ob das sachlich möglich ist (z. B.: läßt sich aus dem Sabbat überhaupt ein christlicher Festtag machen?) und welche Beweggründe bestehen, einen jüdischen Brauch als Christ zu befolgen? Paulus hat den Timotheus beschnitten um des Friedens unter Brüdern und um der Ausbreitung des Evangeliums willen. So muß man jedenfalls annehmen. Daß Taufe und Beschneidung sich vertragen in der Weise, daß der Getaufte auch noch beschnitten wird, will uns wahrscheinlich nur schwer eingehen. Es soll uns aber eben darum ein Beispiel sein, wie weitgehend Paulus Jüdisches hat übernehmen können aus der Freiheit des Glaubens heraus.

Trotzdem würde ich heute — abgesehen vielleicht vom missionarischen Falle — sagen, daß solche Unternehmungen zu unterlassen sind. Denn wenn sie nicht einen ernsthaften Hintergrund haben, dann liegt in ihnen auch keine Kraft. Sie werden zu bedeutungslosen Gesten, die die judenchristliche Sache nur kompromittieren. Und dann sei vor allem eines gesagt: das Leben hat ja wahrhaftig immer wieder dafür gesorgt, daß die Christen aus Israel ihre Herkunft nicht verleugnen konnten in der Gemeinde, daß sie da gesehen wurden. Sie haben meistens ihren jüdischen Namen und sollen ihn auch behalten. Sie sind heute in Deutschland und anderswo durch ihre äußere Schicksalsgemeinschaft zusammengeschlossen und sollen sich dessen nicht schämen. Mit anderen Worten: es ist gerade heute gesorgt dafür, daß das judenchristliche Element innerhalb der christlichen Gemeinden hervortritt, es braucht nicht seine Attribute zu suchen in der Erneuerung fremder, unverstandener jüdischer Gebräuche und Sitten.

Vollends verfehlt — das wurde ja schon gesagt — scheint mir aber jeder Versuch zu sein, die Judenchristen in einer eigenen Kirche zu vereinigen³. Nicht nur tun die Christen aus Israel damit etwas, das ihnen nicht weiter hilft, nein, sie entziehen damit der

³ Vgl. dazu auch *Gerhard Jasper*: Die evangelische Kirche und die Judenchristen, Göttingen Vandenhoeck und Ruprecht 1934. *Hans Ph. Ehrenberg*: 72 Leitsätze zur judenchristlichen Frage, im Selbstverlag, Bochum 1933.

Kirche in entscheidender Weise das, was sie ihr zu geben hätten. Ich möchte ein Doppeltes nennen: einmal könnte das judenchristliche Moment in jeder Nationalkirche eine Art von Schutzimpfung bedeuten gegen die Gefahr der Nationalisierung, die für jede Nationalkirche besteht⁴. Und dann ist ja immer wieder darauf hinzuweisen, daß es nicht dasselbe ist, ob ein unwissender Heide zur christlichen Erkenntnis kommt, oder ein Jude, der wissend Jesus Christus abgelehnt hat, der an dem gekommenen Messias vorbei immer noch auf seinen Messias wartet. Die Rettung eines Juden bedeutet die Begnadigung und das Erbarmen auch für den, der das Heil verworfen hat, Rettung und Gnade für den Verstockten. So jedenfalls sehen im Lichte der Bibel die Dinge sich an. Das Zeugnis dieser noch tieferen als nur heidnische Sünde überwindende Gnade steht in der Existenz des judenchristlichen Menschen fleischgeworden vor uns, und gerade für dieses Zeugnis müssen wir als Christen außerordentlich dankbar sein, denn auch unter uns gibt es nicht nur die Sünde heidnischer Unwissenheit, sondern auch die Sünde der Verstockung.

Eines sei zum Schluß dieses Querschnittes durch die Problematik der judenchristlichen Existenz, der nur eine erste grundlegende Besinnung für konkrete Fälle sein kann, noch gesagt: wo immer und wie immer das Dilemma des judenchristlichen Menschen in Erscheinung tritt: man wird, um eine Fehllösung zu vermeiden, immer von der Mitte des Evangeliums ausgehen müssen, auf die sich die Apostel damals auf jenem denkwürdigen Konzil besonnen haben:

„Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesu selig zu werden“.

⁴ Diesen Gedanken bringt auch *Ehrenberg* in etwas anderer Weise zum Ausdruck. *Gerhard Kittel* sucht ihn zu entkräften mit der Bemerkung, es sei nicht einzusehen, warum derselbe Zweck innerhalb der Gesamtkirche nicht auch zu erreichen wäre durch eine judenchristliche Gemeinde. (Siehe: Die Judenfrage, Kohlhammer, Stuttgart 1933, S. 109.) Uns will jedoch scheinen, daß gerade das jedermann einsehen muß, daß die Judenchristen sich nicht erst selber zu einer nationalen Kirche zusammenschließen können, um hernach die anderen Kirchen vor falschen Bindungen an national-völkisches Wesen zu bewahren.